

Nr. 268 Bydgoszcz / Bromberg, 24. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Schultheiß schien das zu übersehen; denn mit der gleichen Schärfe fuhr er fort: Wenn einer der Schwarztannsöhne in die Fremde ziehe, dann lege er immer zuvor einen Schwur ab, der ihn zeitlebens zur Treue verpflichte. Ob sie das nicht gewußt hätte, als sie Heinrich Schrund ihre Hand gereicht habe . . .?

„Ja," gestand sie offen. „Ich habe auch gewußt, daß er der einzige Sohn des Scheibenhofers ist. Aber es ist keinem von uns beiden in den Sinn gekommen, seinen Schwur jemals brechen zu müssen!"

„Und doch hat er ihn gebrochen! Und zwar in dem Augenblick schon, als er ohne Wissen seines Vaters in der Welt draußen ein landfremdes Mädchen zu seinem Weib nahm!"

Sie schaute ihn tieferschrocken an; denn diese Worte hatte er ihr so bitter und zornig hingeworfen, als trüge sie allein die ganze Schuld an diesem Unglück.

Eine Zeitlang war es mäuschenstill in der Stube. Herta wollte sprechen, aber der Schmerz würgte sie in der Kehle. Ganz achtlos folgte sie den weiteren Worten des Schultheißen, der jetzt in seiner düsteren Art von den Gesetzen des Schwarztanns sprach, die nicht von heute oder von gestern seien, sondern schon von ihren frühesten Vorfahren kämen, die unter Blut und größten Opfern den Schwarztann urbar gemacht hätten. Und gerade die Freien vom Freital, die den alten Edelgeschlechtern entstammten, dürften nicht ohne weiteres ihre Weiber wählen, weil sie allein berufen seien, ihr Geschlecht so zu erhalten und fortzupflanzen, wie es von den Alten angelegt worden sei: Treu, wahr, und in der Zeit der Not fest wie Eisen! Ob sie nun verstehe, daß der Schwarztann die heimliche Heirat Heinrich Schrunds mißbillige . . .? Und warum man sie nicht als die Herrin vom Scheibenhof anerkennen wolle? Es hätten schon einmal im Scheibenhof die Weiber regiert, und man hätte ungeduldig auf die Heimkehr Heinrichs gewartet, weil man ja nicht wissen konnte, daß er so heimkam. Was aus der ganzen Geschichte nun werden sollte, darüber würde demnächst der Rat der Freien vom Freital entscheiden. Bis dahin müßte sie sich eben gedulden!

Damit war die Unterredung zu Ende . . .

Als Herta aus dem Haus trat, wunderte sie sich, daß es schon Nacht wurde. Ihr Besuch mußte also viel länger gedauert haben, als sie gerechnet hatte. Wie von einem schweren Traum befangen ging sie der Straße zu. Dann blieb sie plötzlich stehen und schaute unschlüssig zurück: denn eben war ihr eingefallen, daß sie für Heinrich nicht ein einziges Wort eingelegt hatte, und sie war doch in der Hauptsache deswegen zum Schultheißen gegangen. Sie wollte diesen Mann zu überzeugen suchen, daß Heinrich unschuldig des Verrates angeklagt worden sei. Aber man hätte ihr wohl gerade so wenig geglaubt, vielleicht noch viel weniger, als dem Schulmeister . . . Sie erkannte allmählich, daß hier das Wort allein keine Macht hatte, man mußte Taten zeigen, wenn man sich behaupten wollte . . .

Sie schaute sich ratlos in der Umgebung um, und da fiel ihr Blick auf die Kirche, die dunkel und düster wie eine trotzige Feste vom Kirchberg herabschaute. Sofort lenkte sie ihre Schritte darauf zu und stieg dann über den Kirchsteig hinauf in den Gottesacker. Sie scheute sich, in den Scheibenhof zurückzukehren und hätte die Nacht lieber unter Toten zugebracht als daheim unter einem Dach mit den beiden unguten Jungfern des Scheibenhofes . . .

Als die friedliche, wundersame Stille des Gottesackers sie umfing, wurde es ihr ein klein wenig leichter ums Herz. Sie ging von Grab zu Grab, mühte sich, in der Dunkelheit die Aufschriften von den Steinen abzulesen, und suchte nach der Ruhstatt des alten Scheibenhofers . . .

Und da entdeckte sie plötzlich einen ganz merkwürdigen Stein, von Künstlerhand gehauen, ein düsteres Sinnbild vom Tod im Schwarztann, von herber und schwerer Gemütsempfindung. Sie hatte noch keine Arbeit dieser Art von Heinrich gesehen, und doch wußte sie sofort, daß es seine Hand war, die den Stein geformt hatte. „Friedrich Schrund . . ." — — — Das war sein Vater. Was er wohl sagen würde, der alte tote Bauer, wenn er sie so vor seinem Grab hätte stehen sehen? Die Frau seines Sohnes, das landfremde Mädchen, dem er ohne sein Wissen und ohne seine Einwilligung in der Welt draußen die Hand für Leben gereicht hatte! Vielleicht würde er jetzt doch milder urteilen, wenn er noch einmal in den Schwarztann zurückkäme; denn als Vater hätte er ja sehen müssen, fühlen müssen, daß sie seinen Sohn nur glücklich machen wollte, und daß es nur der steife, unbeugsame Sinn der Schwarztannler war, der dieses Glück nicht werden ließ. Sie müssen beide leiden, er und sie, und ihre Liebe hatte harte Proben zu bestehen, und sollte je eine Schuld auf ihnen gelastet haben, dann war sie reichlich abgebüßt . . .

Und dann war es ihr, als hörte sie den alten Bauern zu ihr sprechen, so, als trüge er ihr, der jungen Scheibenhoferin, verschiedene Dinge auf, wie sie es zu halten habe, um glücklich und zufrieden an der Seite ihres Mannes auf dem alten Freihof leben zu können. Und da war es wieder: Taten wollte der Schwarztann, nicht bloß schöne Worte: Taten der Pflicht, wie sie der rechten Herrin vom Scheibenhof zustanden. Und da fing sie langsam an zu denken und zu — — begreifen: Immer weiter öffnete sich ihr Blick, aber sie sah zu viel auf einmal und konnte bald die einzelnen Dinge nicht mehr voneinander unterscheiden . . .

Vielleicht wäre sie heute doch noch auf das Geheimnis gekommen, wenn nicht in diesem Augenblick in der Nähe Schritte laut geworden wären, die sie aus diesen Träumereien gerissen hätten. Nun war alles wieder fort: sie stand wieder verlassen und schutzlos, von allen gehaßt im Friedhof des Schwarztanns und schaute jetzt reglos auf das Grab

des alten Scheibenhofers nieder, in der Hoffnung, daß der andere Friedhofsbesucher, ohne sie zu bemerken, an ihr vorbeigehen möchte . . .

Aber die Hoffnung trog: die Schritte waren jetzt dicht hinter ihr, wurden langsamer und hielten dann still.

Sie schaute sich scheu um und atmete dann sofort erleichtert auf: der Mann, der unmittelbar hinter ihr stand, war der Schulmeister.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nachgegangen bin", sagte er leise.

„Haben Sie denn gewußt, daß ich hier bin?"

„Ja, ich habe Sie von meiner Schulstube aus dem Friedhof zulaufen sehen. Sie waren beim Schultheißen — nein, Sie brauchen mir nichts zu erzählen!" sagte er rasch, als sie ihm ins Wort fallen wollte. „Ich weiß schon, was man Ihnen dort gesagt hat!"

„Was wissen Sie von Heinrich Schrund?" fragte sie nach einer Weile.

„Nichts Schlimmeres. Wenigstens zeigt er sich so: Ich glaube, die Sorge um Sie beschäftigt ihn mehr als seine eigene Angelegenheit!"

Wieder trat ein längeres Schweigen dazwischen.

„Sie haben schwere Tage im Scheibenhof durchzumachen, und ich kann ja gut verstehen, daß Sie aus dem Haus gelaufen sind . . ." sagte er nachdenklich.

Sie waren inzwischen langsam dem Ausgang zugewandert. Jetzt blieb sie plötzlich stehen und rang die Hände. „Furchtbar! Ich kann nicht mehr!" rief sie gepreßt aus. „Bitte, helfen Sie mir, raten Sie mir! Wohin soll ich gehen? Ich kann nicht mehr zum Scheibenhof zurück!"

Er sah sie lange teilnahmsvoll an. Man konnte da nicht so leicht raten: überall verschlossene Herzen und verschlossene Türen, auch in der Rabenfluh . . . und er selbst konnte und durfte sie nicht beherbergen . . . „Sie müssen zurück!" sagte er nach einer Weile nachdrücklich.

„Ich muß . . .? Gibt es denn gar keinen Ausweg?"

„Nein." Jetzt schaute er sie fest an. „Sie sind die Herrin vom Scheibenhof! Immer noch! Und Sie müssen es bleiben! Sie müssen die Rechte des Scheibenhofers wahren, solange er fort ist, wenn es auch schwer geht! Zeigen Sie doch den Weibern im Scheibenhof, zeigen Sie den Schwarztannlern, daß Sie Mut haben, daß Sie sich nicht vor ihnen fürchten, und man wird bald mehr Achtung vor Ihnen haben! Es wird viel von Ihrem eigenen Verhalten abhängen die nächsten Tage, und was Sie tun — glauben Sie mir! — tun Sie für ihn!"

Was der Schulmeister von ihr forderte, das war das gleiche, was der alte tote Bauer vorhin von ihr verlangt hatte: Taten, Taten der Pflicht . . . Ihr lauter, rascher Atem verriet, daß sie sich zu einem schweren Entschluß durchrang — und plötzlich warf sie den Kopf zurück. „Ja, Sie haben recht: ich muß zurück!"

„Sehen Sie? Ich habe nie daran gezweifelt, daß Sie stark sein können; denn Heinrich Schrund ist ein echter Sohn des Schwarztanns und die Frau, auf die seine Liebe gefallen ist, kann keine Schwache sein . . . Aber jetzt bin ich überzeugt, daß der Scheibenhof in Ihnen eine Herrin gefunden hat, wie er sie braucht!"

Sie gingen nebeneinander über den Kirchsteig hinab auf die Straße, verließen das stille Dorf und wanderten durch die Nacht dem Scheibenhof zu . . .

13. Krieg . . .

Da wurden die Augen und Sinne mit einem Schlag von den Dingen im und um den Scheibenhof abgelenkt, und der Klimmsteig wurde wieder zum Mittelpunkt aller Gedanken und Sorgen: Am Abend des folgenden Tages war jenseits der Schlucht ein einzelner feindlicher Soldat gesichtet worden, der sich aber ebenso schnell wieder zurückzog, als hätte er Pulver gerochen. Dann war es wieder still und ruhig wie zuvor. Aber dieser Zwischenfall hatte die Gemüter in eine große Aufregung gebracht: man hatte jetzt den klaren Beweis, daß die Franzosen tatsächlich in unmittelbarer Nähe waren und jede Stunde vor dem Felstor erscheinen konnten. Über das Tal hin jagten einzelne Reiter, sprengten von Haus zu Haus, um den Landsturm unter die Waffen zu rufen, und ehe die Sonne sank, hatten die Schützen ihre Schanzen bezogen: Mann an Mann lagen sie nun da, die Stutzen schußfertig im Anschlag, in den Gesichtern eiserne Spannung und furchtbare Entschlossenheit . . .

Aber auch drinnen im Tal war eine Veränderung vor sich gegangen: Das Vieh wurde von den Weiden geholt, Türen und Tore fest verschlossen, und aus allen Gesichtern schaute der Schrecken. Und während die Jungen sich zum Kampfe rüsteten, warfen die Alten sich zum Gebet nieder und horchten voll banger Sorge hin nach dem Klimmsteig, damit auch ihnen der erste Schuß nicht entgehen sollte, der dort fiel und vielleicht zur blutigen Entscheidung führte . . .

Aber es blieb still, die ganze Nacht — und dankbar begrüßte man am Morgen des anderen Tages die Sonne, die rot hinter den Bergen heraufstieg.

Heinrich Schrund saß in der festgemauerten Kerkerzelle, die vor vielen Jahren, als das Schmugglerwesen überhand genommen hatte, im Feuerhaus des Schwarztanns errichtet worden war. Auch er hatte diese Nacht durchwacht; denn am Abend zuvor war noch der Schulmeister bei ihm gewesen und hatte ihm von den neuesten Ereignissen erzählt: daß es nun doch noch zum Kriege käme, und daß der Landsturm unter den Waffen stünde. Es hätte alles vortrefflich geklappt, und wenn die Franzosen auch etwas schneller gewesen wären, dann wären sie immer noch zu spät gekommen. Nun sei der Klimmsteig von den Schützen besetzt, und aus allen Gesichtern schaue die gleiche unerschrockene, eiserne Entschlossenheit, die Heimat bis auf den Tod vor dem Feind zu beschützen. Aber einer gehe ab: der Klausenjörg. Schon vor etlichen Tagen hätte der Klausenbauer seinem ungeratenen Sohn die Türe gewiesen, und seitdem sei er verschwunden. Jetzt würde von einer Streife in den Wäldern und Bergen nach ihm gesucht . . .

Und gerade die Geschichte vom Klausenjörg brachte Heinrich die ganze Nacht nicht mehr aus dem Kopf. Der Klausenjörg war an ihm schon zum Verräter geworden, und wenn er nun in seinem blinden, unversöhnlichen Haß, von seinem Vater verstoßen — und von Zenzl vielleicht endgültig abgetan — in den Bergen herumstreifte, dann . . .? Wer konnte denn sagen, daß er in seinem Rachedurst nicht auch an der Heimat zum Verräter wurde . . .? — — Herrgott im Himmel! Wenn er nun die Franzosen über den Fuchssteg führen würde, was müßte das für ein Unglück geben! — Und der Landsturm des Schwarztanns lag im Klimmsteig und wartete auf den Feind!

Diese Gedanken stürmten die ganze Nacht auf ihn ein und wurden gerade durch das Alleinsein immer schwärzer und schwärzer. Er vergaß darüber sein eigenes Unglück, die der Schwarztann gegen ihn führte, den Scheibenhof, und sogar Herta hatte er vergessen . . . Er dachte jetzt nur noch an die Heimat, die in einer furchtbaren Gefahr schwebte. Die ganze Nacht wanderte er in der Zelle herum, streckte sich nach dem kleinen, vergitterten Fenster und schaute zu den Sternen auf . . .

Und als am frühen Morgen der Schulmeister bei ihm eintrat, schaute er ihm entgegen, als hätte er über sein Leben und seinen Tod zu entscheiden. „Hat man ihn gefunden . . .?"

„Nein!"

Da hielt es Heinrich nicht mehr aus. Er ließ den Schulmeister stehen und lief in der Zelle auf und ab wie im Wahnsinn. Alles in ihm tobte und schrie nach Befreiung. Diese Gefangenschaft brachte ihn allmählich zur Verzweiflung: es hätte jetzt Wichtigeres zu tun gegeben, als zwischen vier Wänden zu hocken und über Dinge nachzugrübeln, die doch nicht mehr zu ändern waren . . .

Schließlich ließ er sich auf den Stuhl fallen und stützte den Kopf in beide Hände. Und dann fing er an zu sprechen: Schon in der Schule hätte man ihnen von einem sagenhaften Weg erzählt, der über die Gottesackerberge in ein anderes Tal führte. Denn damals seien hin und wieder Schmugglerbanden durch den Schwarztann gezogen, und niemand habe gewußt, woher sie kamen; plötzlich seien sie dagewesen. Es mußte also einen Weg über die schwarzen Berge gegeben haben: Fuchssteg habe man ihn geheißen,

aber niemand habe ihn gekannt. Und seines Wissens seien es auch heute noch wenige, die von dem Schmugglerweg eine Ahnung hätten. Er selbst wäre auch nicht darauf gekommen, wenn nicht der Klausenjörg ihm den Steg verraten hätte — — allerdings nur darum, um ihn auf verräterische Weise dem Grenzjäger in die Hand zu spielen und zu eine Falle zu locken: Und wie der Klausenjörg ihn, den Gegner in seiner Liebe, verraten habe, so könnte er die Heimat verraten, und wehe dem Schwarztann, wenn er die Franzosen über den Fuchssteg ins Tal führen würde — — Wenn er nicht als Gefangener hier säße, dann würde er nicht im Klimmsteig, sondern am Fuchssteg die Wache halten!

Der Schulmeister war sehr nachdenklich geworden. „Ist der Weg dorthin schwer zu finden?"

„Ja, wenn man ihn nicht weiß!" Dann bat er um ein Stückchen Papier, worauf er hastig und geschickt den Weg skizzierte. „Das ist der Fuchssteg — ich habe keinen Grund mehr, ihn zu verheimlichen!"

Der Schulmeister nahm die Zeichnung zu sich und versprach ihm, damit sogleich zum Schultheißen zu gehen.

Gegen Mittag kam der Schulmeister wieder. Er schaute an Heinrich vorbei wie einer, der mit der Wahrheit nicht herausrücken will, um dem anderen nicht wehtun zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Fahrt.

Eine Geschichte von Martin Boyken.

Mehr noch als der grüne Helm des Domturmes und das klinkerkrumme Rathaus waren Jan Jevers und seine „Olivia" Wahrzeichen der kleinen Küstenstadt.

In dem abgetakelten Schoner, der mit traurigen Resten von Decksaufbauten Landungssteg für den Wochendampfer und die Kähne der Gemüsebauern geworden war, und in dem alten Fahrensmann, dem der ruhige Brückenwärterdienst die Planken ersetzen mußte, die er zum Leben brauchte, verkörperte sich gleichsam das Schicksal der einst blühenden Stadt.

Und so, wie keiner daran glaubte, daß die kleine Küstenschiffahrt noch einmal das große Leben durch das versandete Priel an die schlafende Stadt herantragen würde, kam auch niemandem der Gedanke, daß Jan und seine Olivia einmal nicht mehr an ihrem letzten Ankerplatz liegen sollten. Selbst Jan, der sich nichts sehnlicher wünschte als eine letzte große Fahrt, in dessen stillen Stunden nichts war als Segelrauschen und Spierengeknarr, und der so manches Mal hoffnungslos über das specksteinblanke Watt zur freieren Brandung der Nordsee schaute, wagte nicht mehr, sich dieses Glück zu erhoffen.

Bitterkeit lag um seinen zahnlosen Mund, wenn er gallig von dem trockenen Tode sprach, der ihm bevorstände. Jedermann in der Stadt wußte, daß der Alte lieber mit der „Katharina" am Kap der Guten Hoffnung geblieben wäre, als hier die letzte „Freiwache" zu halten. Denn es konnte niemand wissen, daß Jan und seine Olivia noch einmal hinaus sollten auf große Fahrt.

Am Spätnachmittag, der mit grauen Regenflagen über Watt und Vorland flügelte, war der alte Peter Onnen, auch einer von den Fahrensleuten, die noch die gute Zeit mit erlebt hatten, auf der Brücke bei Jan gewesen. Sie hatten in der altersrauchigen Kombüse der morschen Olivia beim nördlichen Grog „in der Seekiste gekramt", wie Jan es nannte, Erinnerungen aus ihrer Fahrenszeit auf der „Katharina" ausgetauscht. Dieses stille Gespräch verlief meistens so, daß bald der eine, bald der andere der beiden Alten mit einem gemurmeten „Weetst noch?" anhub, um unter dem zustimmenden Nicken des anderen ebenso schnell wieder zu verstummen und den eigenen Erinnerungen nachzuhängen.

Auf diese Art hatten sie, da bei solchem Wetter kein anlaufender „Krautschipper" Jan hinausrief, den regengrauen Nachmittag mit einander verklönt, bis der dünne Schlag der Domuhr Peter mahnte, der bei einer Enkeltochter letzte Unterkunft gefunden hatte.

Mühsam und gichtig erhob er sich. Als er, seine Mütze vom Haken langend, hinaus wollte, riß ihm eine jähe Böe die Kombüsentür aus der Hand und schlug sie hart gegen die Holzverschalung der Kajüte.

Nach draußen nickend brummte er: „N' Mütz vull Wind — wat?"

Da nahm auch Jan seine Mütze vom Nagel und trat mit Peter an Deck.

Dort fiel sie der Sturm mit fliegenden Schaumfetzen geifernd an wie ein reißendes Tier. Die Olivia zerrte wie ein gebundener Bulle an ihren vier Ankerketten und versuchte stampfend das Joch des Laufbrettes abzuschütteln.

Peter meinte mit einer Wendung zum nahen Ufer bedenklich: „Will's nic leeber mit röber?"

Aber es war ihm nicht Ernst, denn er wußte recht gut, daß Jan nun, da selbst in diesen letzten, ruhigen Winkel seines Lebens die alten Wogen schlugen, noch weniger an Land zu bringen war als sonst.

Jan überhörte denn auch völlig Peters Bedenken und griente: „Hüt much ick noch mol rut — so um dat Kap."

Dabei blickte er hinaus, als ob er in dem nachtschwarzen Toben noch einmal Kurs und Kimmung suchte.

Als Peter, von einer prasselnden Regenböe verschlungen, über den schwankenden Laufsteg stadtwärts verschwunden war, stand Jan noch eine Weile grübelnd an der Reling und schaute in das grundlose Gurgeln unter sich. Dann tastete er zurück zur Kombüse, wo der summende Teekessel Abendbrotzeit kündete.

*

Schon lange hatte Jan seine einsame Mahlzeit beendet. Er saß nun, den Blick versonnen auf die küselnde Lampe gerichtet, und lauschte dem Brüllen des Sturmes. Fauchend warfen sich die Böen über die Reling und rüttelten an der Kombüse. Die Brecher röhrten gegen die Bordwand, und die Ankerketten brummten wie Saiten eines großen Basses, wenn wieder eine große Welle die Olivia auf ihren Rücken zu nehmen trachtete, um sie aufs nahe Bollwerk zu schmettern.

Bei dieser Musik wurde es in Jans Brust weit, denn mit Sturm und Sturzsee lebten die alten Fahrten in ihm auf.

So war es damals, als die „Katharina" am Kap der Guten Hoffnung im Orkan lag, als Brecher auf Brecher da schütternde Schiff überfielen und mit schaumgeballten Fäusten die festen Luken einschlugen. Hei — das war ein Tanz!

Hochauf bäumte sich der Bug, und krachend gingen Klüver und Ankergeschirr über Bord.

Die Olivia schütterte, als ob sie aus allen Fugen brechen wollte. Einmal —! Zweimal —!

Da — ein letzter, bäumender Ruck, und draußen verrauschte ein Brecher wie noch keiner vordem.

Verebbend aber trug er das Schiff.

„Jan — sollten die Trossen — —?!"

Er stürzte hinaus.

Watete durch aus den Speigatts flutende Wasser an die Reling. Und jäher Schreck schlug — Freude fast — über sein Herz.

Nichts ringsum als schwarze, tobende See.

Keine Stadt! Kein Bollwerk! Kein Laufsteg!

Freude übermannte den Alten völlig.

„Hei, Jan — jetzt geht's!"

Wie ein frei gewordenes Tier stürzte sich die Olivia in gleitende Wellengründe, ritt rasend auf schäumenden Kämmen.

An die Reste der Reling geklammert aber, Haar und Bart windwirr und triefend, stand Jan Jevers und brüllte den alten Shanty von der „Katharina" gegen den Sturm:

> Denn wir segeln for good hope!"
> „Ho — es bleibt nicht Raa noch Rope,

Und war die Olivia auch kein festes Schiff, sondern ein sturmgeworfenes Wrack, so war sie doch frei in Wellen und Wind — und war es auch nicht das Kap der Guten Hoffnung, an dem ihr morscher Rumpf zerbarst, so war es doch ein ehrlicher Seemannstod, der den alten Jan Jevers holte . . .

Die Sandbank weit draußen aber, auf der das zerbrochene Spantenwrack der Olivia noch lange ragte, heißt selbst heute, da niemand mehr von Jan Jevers weiß, bei den Schiffern der Gegend das „Kap der Guten Hoffnung".

Leben des Johannes von der Ostsee.

Von Lothar P. Manhold.

Ich bin Johannes Falk genannt,
von der Ostsee kam ich ins Thüringer Land.
Ich bin unseres Herrgotts Fiedelbogen;
gar straff hat er mich angezogen. . . .

so dichtete im Jahre 1821 der Sohn eines armen Danziger Perückenmachers in Weimar, wo er als Legationsrat und Privatgelehrter lebte. Auch er hatte einmal Perückenmacher werden sollen wie sein Vater, aber es war eine wilde und herzzerbrechende Sehnsucht nach Höherem in dem Jungen gewesen. Wie ein Fremder wuchs er in der Werkstatt seines Vaters auf, mit elf Jahren klagte er: „Ich mag nicht mehr auf Erden sein, mir schmeckt hier weder Brot noch Wein", und er rief die Zeit und den Tod an, daß Stundenglas seines traurigen Lebens zu zerbrechen. Der Schmerz war echt, die Klage kam aus dem Grunde eines gequälten, einsamen Knabenherzens. Als Fünfzehnjähriger fuhr er einmal mit Danziger Fischern über die blaue Bucht nach der Halbinsel Hela, es war um die Zeit des Vogelzuges und er hängte den fortreisenden Gänsen ein Lied in das Gefieder, worin er seufzte, daß niemand auf der Welt sich seiner annehme und ihn fortführe in ein anderes Land.

Dem Großvater verdankte er die Befreiung. Der Vater gab auf das viele Bitten des Alten die Erlaubnis zum Besuch des Gymnasiums, aber die Zeit der Prüfungen war für den kleinen Johannes von der Ostsee darum doch noch nicht vorbei. Zwar brauchte er jetzt seinen Goethe nicht mehr auf der Gasse unter den Laternen oder auf den grünen Wällen bei den Geschützen zu lesen; doch weil er nach der Schule sieben oder acht Stunden lang ABC-Schützen unterrichten mußte, um sich das Schulgeld zu verdienen, so blieb zum Arbeiten nur die Nacht. Wenn ihn bei der kleinen Lampe und den Büchern der Schlaf überwältigen wollte, setzte er seine Füße in eiskaltes Wasser, um sich wach zu halten. Die Folgen dieser Selbstknechtung blieben nicht aus, Lungenbluten und Blutandrang zum Kopf stellten sich ein...

Der Zweiundzwanzigjährige zog auf die Universität nach Halle, diesmal brauchte er nichts zu fürchten, die Vaterstadt gab ihm die Mittel zum Studium. Durch ein Gedicht, das er an den Teutschen Merkur Wielands einsandte, machte er den Dichter des „Oberon" auf sich aufmerksam. Wieland zog den jungen Menschen nach Weimar, wo er bald in den Salons erschien, ein schöner, schlanker Mann mit feurigen Augen, den man für einen feinen gebildeten Hofmann hielt.

Seine Begabung lag auf dem Gebiet der Satire, da er von Hause aus auch ein tiefes und ehrfürchtiges Gefühl für das Wahre und Gute mitbekommen hatte, so geriet er bald mit sich selbst in Widerspruch. Die hohe Form der Dichtung war ihm verschlossen, und die niedere lernte er verachten. In seiner Verzweiflung versuchte er die Musen zu zwingen, doch sie entzogen sich ihm und immer seltener griff er zur Feder. Er hatte für die Almanache geschrieben, nun gab er es auf, denn er meinte ironisch, der Almanach, das sei der Teufel, wer sich ihm ergebe, den hole er. „Wer sich den Kalendern verewigen will", so meinte er, „der erlebe am letzten Dezember seinen jüngsten Tag."

Sieben Kinder waren ihm geschenkt worden, und alle sieben wurden ihm, der zärtlich an ihnen hing, genommen. Nicht genug konnte er sein jämmerliches Geschick beklagen. Als er von der Ostsee in die stillen Gärten an der Ilm gekommen war, da glaubte er sich den Meeresstürmen entronnen. Doch nun war er mit seinem Lebensschiffe gestrandet und hatte die Seinen untergehen sehen. Um seinen Gram zu beschwichtigen, um seinem klagenden Herzen Ruhe zu geben, nahm er sich nach dem Tode der ersten vier Kinder, die von einer Epidemie fortgerafft wurden, armer, verwaister und verkommener Kinder an, deren es um und in Weimar genug gab. Für sie baute er später, als er ganz einsam geworden war, den Lutherhof, in dem noch heute Waisenkinder in seinem Sinne eine Heimat finden.

Elf Jahre lang war er so der Vater fremder Kinder, denen er auch das Lied von der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit schenkte, und die ihm zu danken wußten für all das Gute und Liebe, das er ihnen gab.

Am 14. Februar 1826 starb der Achtundfünfzigjährige. Er fühlte sich ganz als ein alter Soldat, der zu der großen Armee abberufen wird. Mit zittriger Hand schrieb er sich selbst den Spruch, der auf seinem Leichensteine stehen sollte, und wenn wir den heute lesen, so meinen wir bei aller Wehmut, die durch Verse zittert, auch ein leises und zufriedenes Lachen herauszuhören. Wir sehen ihn vor uns, den vielgeprüften Freund der Kinder, schalkhaft hebt er den Zeigefinger und mahnt alle die Kleinen, die aus fremden Städten an sein Grab kommen, sie mögen beten, damit Gott im Himmel den Herrn Johannes Falk vom Ostseestrande so väterlich und barmherzig aufnähme, wie der auf Erden, die armen kleinen Kinder aufgenommen hatte.

Daß Johannes Falk die Schriftstellereitelkeit beiseite tun konnte, daß er die Feder aus der Hand legte, als er merkte, daß er nichts mehr zu geben hatte, war kein geringes Verdienst. Und in einer älteren deutschen Literaturgeschichte heißt es zu seinem Lob:

„Noch nie hat ein Satiriker von den Dornen so edle Trauben gelesen." (dp)



Bunte Chronik



Die Aussätzigen von Titelischki.

In Verbindung mit der oft wiederkehrenden Flucht von Aussätzigen aus dem Aussätzigen-Lager in Titelischki in der rumänischen Dobrutscha haben nunmehr die rumänischen Sanitätsbehörden den Beschluß gefaßt, das Lager zu modernisieren. U. a. sollen in dem Lager errichtet werden: eine Kirche, ein Kino, ein Theater, eine neuzeitliche Badeanstalt usw. Die rumänischen Behörden hoffen, daß sie dadurch das Leben der Aussätzigen im Lager erträglicher gestalten werden, und daß damit auch die häufigen Fluchtversuche aufhören dürften. Mehrere rumänische Ärzte werden nach dem Auslande geschickt, um dort die neuesten Methoden der Behandlung des Aussatzes zu studieren.

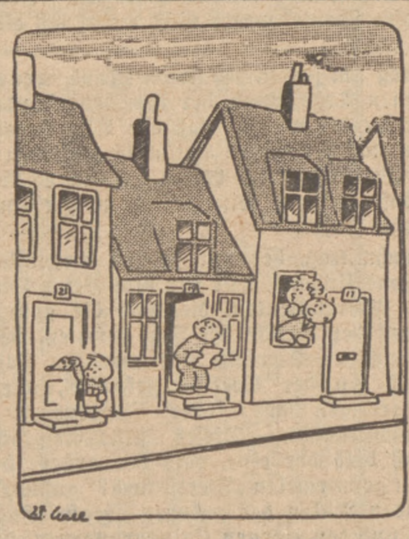
Die Fingerabdrücke der Polizei.

Einen Verbrecher auf Grund seiner am Tatort hinterlassenen Fingerabdrücke zu überführen, ist nicht immer leicht. Vor allem dann nicht, wenn inzwischen schon andere Menschen am Tatort gewesen sind und dort ebenfalls ihre „Eindrücke" hinterlassen haben. Um wenigstens die Polizei aus dem Kreis der Verdächtigen auszuscheiden, werden jetzt in der Grafschaft Leicester in England von sämtlichen Polizisten Fingerabdrücke angefertigt.



Lustige Ecke





„Kannst du dir so 'was vorstellen, Heinrich — — Erilein spielt Briefträger mit deinen alten Liebesbriefen an mich!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.